

# Suhrkamp Verlag

## Leseprobe

Joseph Conrad

Ein Lächeln  
des Glücks

Bibliothek Suhrkamp

Conrad, Joseph  
**Ein Lächeln des Glücks**

Hafengeschichte

Aus dem Englischen von Ernst Wagner. Mit einem Nachwort von Brigitte Kronauer

© Suhrkamp Verlag  
Bibliothek Suhrkamp 1368  
978-3-518-24137-0

SV

Band 1368 der Bibliothek Suhrkamp

Auf einer exotischen Insel lebt die achtzehnjährige Alice, Ergebnis einer Affäre ihres Vaters Jacobus mit einer Zirkusreiterin. Die Stadt straft den Händler, indem sie sein Kind ächtet, es kann nicht aus dem Haus. Ein Kapitän, dessen Schiff im Hafen festliegt, wird in das Haus eingeladen, er fühlt sich angezogen ...

»Als ›traumhaft schöne Vision‹ erscheint dem Ich-Erzähler, einem jungen Kapitän, aus der Ferne die Tropeninsel, wo er, in der Hoffnung auf hohe Frachtraten, eine Ladung Zucker übernehmen will. Damit ist das Generalthema auf der ersten Seite des Prologs bereits angestimmt, die perfide Verquickung nämlich von edler Utopie und Geschäftemacherei, anders gesagt: Was wird siegen, die Liebe oder die Kartoffeln? ... Anrühlich daran ist, daß man es bald, wie die Protagonisten, nicht mehr recht auseinanderhalten kann, so schmiegt sich und schlingert das eine ums andere.« *Brigitte Kronauer*

Joseph Conrad  
Ein Lächeln des Glücks

Hafengeschichte

Aus dem Englischen

von Ernst Wagner

Mit einem Nachwort

von Brigitte Kronauer

Suhrkamp Verlag

Originaltitel der zuerst 1912 in dem Band  
*Twixt Land and Sea. Three Tales* erschienenen Erzählung: *A Smile of Fortune*.  
Das Nachwort wurde für die vorliegende Separatausgabe geschrieben.

Erste Auflage 2017  
Suhrkamp Verlag Berlin  
Nutzung der Übersetzung mit freundlicher  
Genehmigung des S. Fischer Verlags  
© S. Fischer Verlag Frankfurt am Main 1978  
Für das Nachwort:  
© Suhrkamp Verlag Frankfurt am Main 2003  
Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das  
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung  
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.  
Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form  
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)  
ohne schriftliche Genehmigung des Verlags reproduziert  
oder unter Verwendung elektronischer Systeme  
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.  
Umschlag: Willy Fleckhaus  
Satz: Hümmer GmbH, Waldbüttelbrunn  
Printed in Germany  
ISBN 978-3-518-24137-0

# Ein Lächeln des Glücks



Seit Sonnenaufgang hatte ich Ausschau nach vorn gehalten. Das Schiff glitt sanft durch das glatte Wasser. Nach einer Reise von sechzig Tagen wartete ich gespannt auf das In-sichtkommen meines Zieles, einer fruchtbaren und schönen Tropeninsel. Enthusiastische Bewohner nennen sie gern die »Perle des Ozeans«. Nun gut, soll sie »Perle« heißen. Ein guter Name. Eine Perle, die der Welt viel Süße spendet. Das soll nichts anderes heißen, als daß dort erstklassiges Zuckerrohr gedeiht. Die ganze Bevölkerung der Perle lebt vom Zucker und für den Zucker. Zucker ist gleichsam ihr tägliches Brot. Und ich kam jetzt zu ihr, um eine Ladung Zucker überzunehmen, in der Hoffnung, daß die Ernte gut war und die Frachtraten hoch standen.

Herr Burns, mein Erster Offizier, sichtete das Land zuerst; und sehr bald war ich bezaubert von diesem blau aufsteigenden Bild mit seinen Bergspitzen. Fast durchsichtig eine bloße Strahlung, hob sich der Astralleib einer Insel gegen den hellen Himmel ab, um mich von weitem zu begrüßen. Es ist ein seltenes Phänomen, dieser Anblick der Perle aus einer Entfernung von sechzig Meilen, und halb im Ernst fragte ich mich, ob dies wohl ein gutes Omen sei, ob das, was mich auf jener Insel erwarte, wohl ebenso glücklichst außergewöhnlich sein würde wie diese traumhaft schöne Vision, die so wenigen Seeleuten vergönnt ist.

Jedoch die Freude an der glücklich zu Ende gehenden Reise wurde von schrecklichen geschäftlichen Sorgen gestört. Ich strebte nach Erfolg und wollte auch der schmeichelnden Freiheit gerecht werden, die mir mein Reeder in dem großmütigen Satz seiner Anweisung zugestanden hatte: »Wir überlassen es Ihnen, Ihr möglichstes mit dem Schiff zu



tun ...« Nachdem mir so die ganze Welt als Schauplatz für meine Taten zur Verfügung gestellt war, schienen mir meine Fähigkeiten nicht größer als der Kopf einer Stecknadel.

Inzwischen war der Wind eingeschlafen, und Burns begann recht unangenehme Bemerkungen über mein übliches Pech zu machen. Ich glaube, es war seine Zuneigung zu mir, die ihn bei jeder Gelegenheit zu seiner freimütigen Kritik veranlaßte. Gleichwohl hätte ich seine Launen nicht ruhig hingenommen, wäre es nicht einmal mein Los gewesen, ihn während einer schweren Krankheit auf See gesund zu pflegen. Nachdem ich ihn so gewissermaßen den Klauen des Todes entrissen hatte, wäre es widersinnig gewesen, auf diesen fähigen Offizier einfach zu verzichten. Aber manchmal wünschte ich doch, er würde selbst um seine Entlassung bitten.

Wir waren spät unter Land gekommen und mußten bis zum nächsten Tage außerhalb des Hafens zu Anker gehen. Eine unangenehme und unruhige Nacht folgte. Fast die ganze Zeit über blieben wir beide, Burns und ich, auf der uns fremden Reede an Deck. Die Wolken wirbelten von den spitzen, dunkelgrauen Felsbrocken herunter, bei denen wir lagen. Der aufkommende Wind bewirkte einen angsteinflößenden, von traurigem Stöhnen unterbrochenen Lärm in unserer Takelage. Ich bemerkte, daß wir Glück gehabt hätten, noch vor Einbruch der Dunkelheit einen Ankerplatz zu finden. Es wäre eine schlimme, gefährliche Nacht geworden, wenn wir unter Segeln draußen hätten herumtreiben müssen. Doch mein Erster Offizier beharrte auf seinem unnachgiebigen Standpunkt.

»Glück nennen Sie das, Kapitän! Ja – unser übliches Glück. Nämlich die Art Glück, für die man Gott danken muß, daß es nicht schlimmer gekommen ist!«

Und so setzte er während der dunklen Nachtstunden seine aufreizenden Reden fort, indes ich mich aus dem Schatz eigener Lebensweisheit stärkte. Ach, es war eine aufregende, ermüdende, endlose Nacht, die wir unter dieser schwarzen Küste vor Anker verbrachten! Rund um das Schiff machte das aufgewühlte Wasser murrende Geräusche. Zuweilen traf uns der zwischen den hohen Klippen hindurchwehende Wind mit solch gewaltigen Stößen, daß es in den Riggen wie das Wehklagen einer verlorenen Seele laut aufheulte.

## I

Als wir das Schiff endlich gegen halb acht Uhr morgens etwa einen Steinwurf vom Kai entfernt im Hafen vermurten, war mein Vorrat an Lebensweisheit nahezu erschöpft. Ich war gerade dabei, mich in aller Eile in meiner Kammer umzuziehen, als der Steward mit einem Anzug über dem Arm hereingestolpert kam. Ich hatte den Kopf gerade in ein weißes Hemd gesteckt, das, zu sehr gestärkt, zusammenklebte. Hungrig, müde und niedergeschlagen, mahnte ich jetzt ärgerlich, »endlich mit dem Frühstück in Gang zu kommen«. Ich wollte so schnell wie möglich an Land gehen.

»Jawohl, Kapitän, das Frühstück ist um acht Uhr klar. Draußen wartet ein Herr von Land, der Sie sprechen möchte.« Er machte diese Meldung in einem merkwürdig nuschelnden Ton. Mit einem Ruck zog ich mir das Hemd über den Kopf und sah ihn mit einem starren Blick an. »So früh!« rief ich. »Wer ist das? Was will er?«

Von See kommend, muß man sich auf der eigenen Lebens-

weise völlig fremde Verhältnisse umstellen. Jedes kleine Ereignis erscheint einem zuerst als etwas besonders Neuartiges. Ich war über den frühen Besuch sehr erstaunt; aber es gab keinen Grund, daß mein Steward deswegen so besonders einfältig dreinschaute.

»Haben Sie nicht nach seinem Namen gefragt?« erkundigte ich mich in strengem Ton.

»Sein Name ist Jacobus, glaube ich«, murmelte er kleinlaut.

»Jacobus!« rief ich laut aus, überraschter denn je, aber nach einem völligen Gefühlsumschwung. »Warum konnten Sie das nicht gleich sagen?«

Doch der Kerl war schon eilig aus meiner Kammer getrippelt. Durch die einen Augenblick offenstehende Tür konnte ich einen Blick auf einen großen, beleibten Mann werfen, der an dem schon gedeckten Tisch im Salon stand. Der Steward hatte ein »Hafen-Tischtuch« aufgelegt. Es war fleckenlos und blendend weiß. Soweit war alles in Ordnung.

Höflich rief ich durch die geschlossene Tür, daß ich beim Anziehen sei und ihm in einem Augenblick zur Verfügung stehen werde. Mit tiefer, gedämpfter Stimme kam von dem Besucher die beruhigende Antwort, daß es damit keine Eile habe. Seine Zeit gehöre mir. Er erlaube sich zu fragen, ob er jetzt eine Tasse Kaffee bekommen könne.

»Ich fürchte, Ihnen nur ein armseliges Frühstück anbieten zu können«, entschuldigte ich mich. »Wir sind einundsechzig Tage auf See gewesen, Sie verstehen.«

Er antwortete mit einem ruhigen, kurzen Lachen und den Worten: »Das geht schon in Ordnung, Kapitän.« Das alles, seine Worte, sein Tonfall und seine mit einem Blick erhaschte Haltung im Salon hatten einen unerwarteten

Charakter, etwas Freundliches und – Sühnebereites. Meine Überraschung wurde dadurch nicht geringer. Was sollte dieser Besuch bedeuten? War es das Zeichen eines finsternen Anschlages auf meine kaufmännische Unschuld? Oh! Diese kaufmännischen Interessen – die das schönste Leben unter der Sonne verderben. Warum muß die See für Handel und auch noch für Kriege herhalten? Warum auf See töten und Warenverkehr treiben – um selbstsüchtiger Ziele willen, die am Ende nicht von großer Bedeutung sind? Es wäre doch weit angenehmer, nur herumzusegeln, hier und dort einen Hafen und einen Flecken Land anzulaufen, um sich die Beine zu vertreten, ein paar Bücher zu kaufen und für eine Weile Abwechslung im Küchenzettel zu haben. Aber da wir in einer Welt leben, die mehr oder weniger mordgierig ist und hoffnungslos merkantil, war es einfach meine Pflicht, den sich bietenden Gelegenheiten die besten Seiten abzugewinnen.

Der Brief meines Reeders hatte es mir überlassen, wie ich schon vorher ausführte, das meiner Meinung nach Möglichste für das Schiff zu tun. Aber das Schreiben enthielt auch eine Nachschrift, die etwa so lautete:

»Ohne Ihre Handlungsfreiheit irgendwie behindern zu wollen, schreiben wir mit gleicher Post an einen unserer dortigen Geschäftsfreunde, der Ihnen vielleicht behilflich sein kann. Wir richten daher an Sie die Bitte, vor allem Herrn Jacobus, einen prominenten Kaufmann und Befrachter, aufzusuchen. Wenn Sie sich gut mit ihm verstehen, wird er Ihnen möglicherweise zu einem einträglichen Frachtabschluß verhelfen.«

Gut verstehen! Hier war nun die prominente Persönlichkeit tatsächlich an Bord und bat um eine Tasse Kaffee! Da das Leben kein Märchen ist, war ich von diesem unwahr-

scheinlichen Ereignis ziemlich erschüttert. Hatte ich einen verzauberten Winkel der Erde entdeckt, wo wohlhabende Kaufleute mit leerem Magen an Bord stürzen, ehe das Schiff noch richtig vermurt ist? War dies Zauberei oder nur ein finsterer Geschäftsstrick? Schließlich kam ich (während ich meinen Schlips knotete) auf die Vermutung, den Namen vielleicht nicht richtig verstanden zu haben. Während der Reise hatte ich ziemlich häufig an den prominenten Jacobus gedacht, und vielleicht war mein Gehör durch eine entfernte Ähnlichkeit des Klanges getäuscht worden. Möglicherweise hatte der Steward Antrobus gesagt – oder vielleicht Jackson.

Aber als ich aus meiner Kammer heraustrat und fragte: »Herr Jacobus?«, bekam ich ein seelenruhiges »Ja« zur Antwort, das ein höfliches Lächeln begleitete. Es war ein ziemlich lässiges »Ja«. Er schien sich nicht viel aus der Tatsache zu machen, daß er Jacobus war. Vor mir stand ein Mann mit einem großen bleichen Gesicht, schütterem Haar, einem dünnen Backenbart von undefinierbarer Farbe und schweren Augenlidern. Die weichen, wulstigen Lippen erschienen wie fest aneinandergeklebt. Er begrüßte mich mit einem sanften Lächeln. Ein würdiger, sehr gelassener Mann. Ich stellte meine beiden Offiziere vor, die gerade zum Frühstück herunterkamen; aber aus welchem Grund Burns' Schweigsamkeit eine gewisse verhaltene Empörung enthielt, konnte ich mir nicht erklären.

Während wir am Tisch Platz nahmen, hörte ich einige unzusammenhängende Wortfetzen, die von einer Auseinandersetzung im Kajütsniedergang herrührten. Anscheinend wollte ein Fremder zu mir herunterkommen, und der Steward hinderte ihn daran.

»Sie können ihn nicht sprechen.«

»Warum nicht?«

»Der Kapitän ist beim Frühstück, sag' ich Ihnen. Er wird gleich an Land gehen, dann können Sie ihn an Deck sprechen.«

»Das ist ungerecht. Sie ließen –«

»Damit habe ich gar nichts zu tun.«

»O doch, das haben Sie. Jeder sollte dieselbe Chance haben. Sie ließen diesen Herrn –«

Den Rest konnte ich nicht hören. Nachdem er den Mann auf diese Weise erfolgreich zurückgewiesen hatte, kam der Steward herunter. Ich kann nicht sagen, daß sein Gesicht rot aussah – er war ein Mulatte –, aber er sah doch erregt aus. Nachdem er das Frühstück serviert hatte, blieb er bei der Anrichte mit der gleichgültigen Miene stehen, die er gewöhnlich aufzusetzen pflegte, wenn er sich in einer Sache zu weit vorgewagt hatte und befürchtete, deswegen in Schwierigkeiten zu geraten. Burns sah ihn mit einem ungewöhnlich verächtlichen Gesichtsausdruck an und blickte dann zu mir hin. Ich hatte keine Ahnung, was nun wieder in meinen Ersten gefahren war.

Da sich der Kapitän schweigend verhielt, sagten die anderen auch nichts, wie das an Bord so üblich ist. Und ich sprach einfach deswegen nicht, weil mir dieses großartige Gastmahl die Sprache verschlug. Ich hatte das auf See übliche Frühstück erwartet, während ich jetzt vor uns auf dem Tisch ein wahres Festessen sah, das aus frischem Proviant von Land zubereitet war: Eier, Wurst und Butter, die offenkundig nicht aus einer dänischen Dose stammte, dazu noch Koteletts und sogar eine Schüssel Kartoffeln. Es war drei Wochen her, daß ich eine richtige frische Kartoffel gesehen hatte. Mit großem Interesse nahm ich sie in Augenschein, und Jacobus zeigte sich dabei als ein Mann von

freundlichem, menschlichem Mitgefühl und eine Art Gedankenleser.

»Versuchen Sie mal, Kapitän«, redete er mir freundlich zu, »sie sind ausgezeichnet.«

»Sie sehen so aus«, gab ich zu. »Auf der Insel gewachsen, nehme ich an.«

»O nein, importiert. Die hier wachsen, würden viel teurer sein.« Unsere triviale Unterhaltung begann mich zu bedrücken. Waren dies Themen, über die man sich mit einem prominenten und wohlhabenden Kaufmann unterhält? Ich fand die ungekünstelte Art, in der sich unser Gast bei uns wie zu Hause fühlte, zwar recht einnehmend, aber worüber soll man sich nach einem Seetörn von einundsechzig Tagen mit einem Mann unterhalten, der aus einer völlig unbekannten kleinen Stadt einer Insel kommt, die man noch nie zuvor gesehen hat? Was (außer Zucker) war auf diesem Krümel Erde von Bedeutung, worüber wurde geklatscht, was waren die Gesprächsthemen? Die Unterhaltung sofort auf das Geschäftliche zu bringen wäre doch beinahe ungehörig, oder sogar noch schlimmer, nämlich unklug gewesen. Im Augenblick konnte ich also nichts anderes tun, als im alten Geleise fortzufahren.

»Sind die Lebensmittel im allgemeinen sehr teuer hier?« fragte ich, wobei ich mich über meine eigene Geistlosigkeit ärgerte.

»Das möchte ich nicht sagen«, antwortete er gelassen, wobei die zurückhaltende Art, in der er sprach, darauf schließen ließ, daß er nicht viel Worte darüber verlieren mochte.

Er wollte nicht deutlicher werden, versuchte aber auch nicht, dem Thema auszuweichen. Und indem er den gedeckten Tisch mit gleichgültigen Augen musterte (er ließ

sich von mir nicht dazu animieren, etwas zu essen), erging er sich in Einzelheiten über die Versorgung der Bevölkerung. Das Fleisch wurde zum größten Teil aus Madagaskar importiert; Hammelfleisch war natürlich rar und etwas teuer, aber gutes Ziegenfleisch –

»Sind diese Koteletts Ziegenfleisch?« rief ich voreilig aus und deutete auf eine der Platten. Der bei der Anrichte stehende Steward fuhr erschrocken zusammen. »Um Himmels willen, nein, Kapitän! Es ist richtiges Hammelfleisch!«

Mit nervöser Ungeduld nahm Herr Burns sein Frühstück zu sich, als sei er aufgebracht darüber, an einer ungeheuren Dummheit teilhaben zu müssen. Er murmelte eine knappe Entschuldigung und ging an Deck. Kurz darauf verließ der Zweite Offizier mit seinem glatten roten Gesicht den Salon. Nach der zweimonatigen Seeverpflegung hatte er das üppige Mahl mit dem Appetit eines Schuljungen zu schätzen gewußt. Ich jedoch nicht. Es hatte den Beigeschmack von Verschwendung. Immerhin war es ein bemerkenswertes Kunststück, es so rasch fertigzustellen, und ich machte dem Steward zu seiner Fixigkeit in einem etwas anzüglichen Ton einige Komplimente. Er wehrte mit einem ablehnenden Lächeln ab und zwinkerte mit seinen schönen dunklen Augen in einer Weise zu dem Gast hin, die mir völlig unverständlich war.

Leise bat dieser um eine weitere Tasse Kaffee und knabberte dabei asketisch an einem Stück sehr harten Schiffsbiskuits. Ich glaube nicht, daß er letztlich mehr als ein Quadratzoll davon verzehrt hat, während er mir gewissermaßen beiläufig ganz ausführlich über die Zuckerernte, die hiesigen Handelshäuser und den Stand des Frachtenmarktes berichtete. Dazwischen streute er aufschlußreiche



Bemerkungen über Persönlichkeiten ein, die sich bis zu verhüllten Warnungen steigerten. Sein blasses fettes Gesicht blieb dabei völlig unbewegt und ausdruckslos, als hätte es nichts mit seiner Stimme zu tun. Man kann sich wohl vorstellen, wie ich meine Ohren spitzte. Jedes Wort war kostbar. Meine Ansichten über den Wert einer Geschäftsfreundschaft wurden in günstigem Sinne gewandelt. Er nannte mir die Namen aller verfügbaren Schiffe samt ihrer Tonnage und die Namen ihrer Kapitäne. Nach diesen noch kommerziellen Auskünften ließ er sich leutselig zu bloßem Hafenklatsch herab. Die ›Hilda‹ hatte auf unerklärliche Weise ihre Galionsfigur in der Bucht von Bengalen verloren, und ihr Kapitän war darüber sehr betroffen. Er und sein Schiff gehörten schon seit Jahren zusammen, und der alte Herr bildete sich nun ein, dieser seltsame Vorfall sei der Vorbote seines eigenen frühen Endes. Die ›Stella‹ hatte beim Kap furchtbares Wetter gehabt – die See hatte ihre Decks reingefegt und den Ersten Offizier über Bord gewaschen. Und nur wenige Stunden vor ihrer Ankunft im Hafen war das Baby gestorben. Der arme Kapitän H. und seine Frau waren furchtbar niedergeschlagen. Wenn sie das Kind wenigstens noch lebend hätten an Land bringen können, dann wäre es wahrscheinlich zu retten gewesen. Doch in der letzten Woche ließ sie der Wind im Stich, nur dann und wann eine leichte Brise, und ... das Kind soll an diesem Nachmittag beerdigt werden. Er nehme an, ich würde hingehen.

»Meinen Sie?« fragte ich zurückschreckend. Er meinte ja, auf jeden Fall. Man würde es sehr zu schätzen wissen. Alle Kapitäne im Hafen würden anwesend sein. Die arme Frau H. war völlig gebrochen. Für beide war es sehr hart.

»Und Sie, Kapitän – Sie sind nicht verheiratet, nehme ich an?«

»Nein, ich bin nicht verheiratet«, sagte ich. »Nicht einmal verlobt.«

Im stillen dankte ich dem Himmel; und während Jacobus nachdenklich und verträumt lächelte, drückte ich ihm meine Erkenntlichkeit für seinen Besuch und die interessanten Geschäftsinformationen aus, die er mir gütigst hatte zukommen lassen. Aber ich sagte nicht, wie sehr ich mich darüber wunderte.

»Natürlich hätte ich Sie in ein oder zwei Tagen aufgesucht«, schloß ich. Er blickte auf und sah mich prüfend an. Irgendwie brachte er es fertig, dabei noch schläfriger als vorher auszusehen.

»Den Instruktionen meines Reeders entsprechend«, erklärte ich. »Sie haben sicherlich seinen Brief erhalten?«

Bis dahin hatte er mit gehobenen Augenbrauen, doch ohne jegliche Gefühlsregung zugehört, jetzt aber kam er mir wie die Gelassenheit selbst vor.

»Oh! Sie denken wohl an meinen Bruder.«

Hierauf war es an mir, »Oh!« auszurufen. Aber ich hoffe, daß nicht mehr als höfliche Überraschung in meiner Stimme mitschwang, als ich ihn fragte, mit wem ich dann wohl das Vergnügen hätte ... Lässig griff er in seine Brusttasche.

»Mein Bruder ist eine ganz andere Person. Aber ich bin in diesem Teil der Welt gut bekannt. Sie haben wahrscheinlich gehört –«

Ich nahm die Karte, die er mir entgegenhielt. Es war eine umfangreiche Geschäftskarte, weiß Gott! Alfred Jacobus – der andere hieß Ernest – Lieferant für Schiffsbedarf jeder Art! Trockenproviant und frische Ware, Öle, Farben, Tauwerk, Segeltuch etc., etc. Regelmäßige Beliefe-

rung der Schiffe im Hafen mit Frischproviand zu mäßigen Preisen –

»Ich habe noch nie etwas von Ihnen gehört«, sagte ich schroff.

Seine selbstsichere Haltung verließ ihn nicht. »Sie werden sehr zu Ihrer Zufriedenheit bedient werden«, flüsterte er ganz ruhig.

Ich war nicht beschwichtigt. Ich hatte das Gefühl, irgendwie getäuscht worden zu sein. Doch ich hatte mich selbst einer Täuschung hingegeben – wenn überhaupt von einer Täuschung die Rede sein konnte. Aber diese Unverschämtheit, mit der er sich selbst zum Frühstück eingeladen hatte, mußte jeden hinters Licht führen. Und plötzlich kam mir der Gedanke: Natürlich! Der Kerl hat uns all die Lebensmittel aus seinem eigenen Geschäft geliefert.

»Sie müssen heute morgen aber mächtig früh aufgestanden sein«, sagte ich.

Mit entwaffnender Ungezwungenheit gab er zu, daß er schon vor sechs Uhr am Kai war und auf unsere Ankunft gewartet hatte. Ich gewann den Eindruck, daß es jetzt unmöglich sei, ihn wieder loszuwerden.

»Wenn Sie glauben, daß wir die Absicht haben, so zu leben«, sagte ich mit einem gereizten Blick auf den üppig gedeckten Tisch, »dann sind Sie aber sehr im Irrtum.«

»Sie werden schon zufrieden sein, Kapitän. Ich verstehe Sie gut.«

Nichts konnte seinen Gleichmut beirren. Ich war verärgert, aber ich konnte doch nicht gut gegen ihn ausfallend werden. Er hatte mir sehr viel nützliche Dinge erzählt – und außerdem war er der Bruder dieses wohlhabenden Kaufmannes. Das schien recht sonderbar.

Ich stand auf und erklärte ihm kurz und bündig, daß ich jetzt an Land gehen müsse. Sofort bot er mir sein Boot an, das ich während der ganzen Zeit unseres Hafenaufenthaltes benutzen könne.

»Ich mache Ihnen dafür einen ganz geringen Preis«, fuhr er gleichmütig fort. »Einer meiner Leute ist den ganzen Tag über an der Landungsbrücke. Sie brauchen nur zu pfeifen, wenn Sie das Boot brauchen.«

Und indem er an jeder Tür zur Seite trat, um mir den Vortritt zu lassen, brachte er mich am Ende doch unter seiner Obhut an Land. Als wir über das Achterdeck gingen, traten zwei schäbige Gestalten auf mich zu und boten mir mit betrübter Miene schweigend ihre Geschäftskarten an. Wortlos nahm ich sie unter ihren traurigen Blicken entgegen. Es war eine nutzlose, entmutigende Zeremonie. Beide waren Kundenwerber für andere Schiffshändler, deren Existenz der gelassen hinter mir stehende Jacobus einfach ignorierte.

Wir trennten uns am Kai, nachdem er in seiner bedächtigen Art der Hoffnung Ausdruck gegeben hatte, mich noch sehr oft im »Lager« zu sehen. Er habe dort ein Rauchzimmer für die Kapitäne mit Zeitungen und einer Kiste »ganz anständiger Zigarren«. Sehr unzeremoniell verabschiedete ich mich.

Meine Ladungsempfänger empfingen mich mit der üblichen geschäftlichen Herzlichkeit, ihr Bericht über den Stand der Frachtraten lautete jedoch nicht annähernd so günstig, wie es die Erzählungen des falschen Jacobus hatten erwarten lassen. Natürlich war ich jetzt geneigt, seiner Darstellung mehr Vertrauen zu schenken. »Hm, ein Haufen Lügen, kaufmännische Diplomatie!« dachte ich, als ich die Bürotür hinter mir schloß. »Das sind die üblen Dinge, mit

denen man rechnen muß, wenn man von See kommt. Immer wieder wird versucht, das Schiff unter der offiziellen Frachtrate zu beladen.«

In dem großen Vorraum, der voller Schreibtische stand, erhob sich der Bürovorsteher von seinem Platz. Es war ein hochgewachsener, magerer, glattrasierter Herr in einem makellosen weißen Anzug mit glänzendem, kurzgeschnittenem schwarzem Haar, über das silberne Schimmer glitten. Er trat auf mich zu und hielt mich leutselig zurück. Sie würden sich glücklich schätzen, wenn sie noch irgend etwas für mich tun könnten. Würde ich vielleicht am Nachmittag nochmals vorbeikommen? Zu einer Beerdigung wollte ich gehen? Oh, ja, der arme Kapitän H. –

Einen Augenblick lang machte er eine teilnahmevolle Miene, aber dann hatte er das Baby, das in einem Sturm krank geworden war und durch eine allzu große Flaute sterben mußte, sofort wieder aus seiner Alltagswelt verbannt. Mit einem haifischähnlichen Lächeln, falls Haifische auch falsche Zähne haben können, fragte er mich, ob ich schon meine täglichen Dispositionen für die Hafenliegezeit getroffen hätte.

»Ja, mit Jacobus«, antwortete ich unbekümmert. »Ich hörte, er ist der Bruder von Ernest Jacobus, für den ich eine Empfehlung von meiner Reederei habe.« Es tat mir nicht leid, ihn davon in Kenntnis zu setzen, daß ich nicht ganz hilflos seiner Firma ausgeliefert war. Zweifelnd verzog er seine schmalen Lippen.

»Wieso«, rief ich aus, »ist er nicht sein Bruder?«

»Oh, natürlich ... Nur, die beiden haben seit achtzehn Jahren nicht mehr miteinander gesprochen«, fügte er nach einer Pause mit Nachdruck hinzu.

»Nicht möglich! Worüber streiten sie sich denn?«